

DER GRABSPRUCH DES SARDANAPAL UND DIE ENTGEGNUNG DES KRATES VON THEBEN

AP 7, 325:

Τόσσ' ἔχω ὅσσ' ἔφαγον τε καὶ ἔπιον καὶ μετ' ἐρώτων
τέρπν' ἐδάην· τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια πάντα λέλειπται.

AP 7, 326:

Ταῦτ' ἔχω ὅσσ' ἔμαθον καὶ ἐφρόντιζα καὶ μετὰ Μουσῶν
σέμν' ἐδάην· τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια τύφος ἔμαρψεν.

Das Epigramm AP 7, 325, dessen Inhalt eine völlig un-griechische Lebensanschauung enthüllt, gilt als die Maxime des Assyrikerkönigs Sardanapal, des Prototyps der Weichlichkeit und Genußsucht in der antiken Literatur. Weder die naive Selbstverständlichkeit des homerischen *πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἔντο* noch etwa die erheiternde Freßfreudigkeit des Herakles nach einem tatenreichen Tag, noch der haßerfüllte Triumph des Alkaios fr. 39 D. (2. Aufl.):

νῦν χρῆ μεθύσθην καὶ τινα πρὸς βίαν
πάνην ἐπεὶ δὴ κάτθανε Μύριλος

noch auch das spielerisch hingeworfene Anakreonteon 6, 9 ff.

(ὦς) τῷ γέροντι μᾶλλον |
πρέπει τὸ τέρπνα παίζειν |
ὄσω πέλας τὰ Μοίρης

können mit der exzessiven Programmatik dieses Spruches in irgendeinen engeren Zusammenhang gebracht werden. Vielmehr dokumentiert sich in einer derartigen Äußerung auch schon für das frühe Griechentum des Aischylos (s. F. Dornseiff, *Hermes* LXIV [1929] 270f.) eine zwar menschlich verständliche, aber faktisch echt orientalische d. h. ungeistig-fatalistische Haltung, die ihre bekannteste Fixierung Jes. 22, 13 *αὐτοὶ δὲ ἐποίησαντο εὐφροσύνην καὶ ἀγαλλίαμα*. . λέγοντες· φάγωμεν καὶ πίωμεν, αἴριον γὰρ ἀποθνήσκομεν gefunden hat.

Daß diese Sinngebung des Lebens dem griechischen Empfinden anstößig und verwerflich war, zeigt die wiederholte Auseinandersetzung mit diesem Ausspruch, wobei freilich die Überlieferung mit dem Aufkommen einer schwerwiegenden Variante (*ἔπιον* P Eust. — *ἐφύβριζα* cett. s. die Ausgabe von Stadtmüller), die uns hier vornehmlich beschäftigen wird, belastet wurde.

Von vornherein ist freilich wahrscheinlich, daß neben der Nennung von Essen und Lieben die Erwähnung des Trinkens erforderlich ist, während die Lesart ἐφύβρισα als eine immanente Kritik an dem ausschweifenden Verhalten hier schwerlich überzeugen dürfte. Diese grundsätzliche Überlegung wird durch die Paraphrase des Spruchs in der Prosaliteratur zur vollen Gewißheit erhoben. Bei Aristobul 139 F 9 a—c, Kallisthenes 124 F 34, Plut. Mor. 336 C lautet die dreifache Aufforderung in knappster Formulierung gleichbleibend ἔσθιτε πῖνε παῖζε (bzw. ὄχευε, vgl. auch Amyntas fr. 2).

Doch bildet die Lesart der AP und des Eustath., die allein diesen Sinn trifft, in dem anapästischen ἔπιον statt einer daktylischen oder spondeischen Silbenfolge einen bedenklichen Anstoß, zu dessen Beseitigung sich folgende Lösungs- bzw. Erklärungsversuche aufzeigen lassen:

1. durch eine Konjektur.
2. durch Annahme
 - a) eines metrischen Fehlers
 - b) einer prosodischen Lizenz.

1. Von den vorliegenden Konjekturen (ἐβρόχθισα Nauck ἔκπιον Bothe ἔμπιον Stadtmüller) kann die Stadtmüllersche die größte Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen, da sie eine treffliche Stütze in Eurip. Kyklops 336 τοῦμπειν γε κάμφαγειν (evident so Reiske) und Xenophon Kyrup. 7, 1, 1 ἐμφαγεῖν καὶ πιεῖν oder ἐμπιεῖν καὶ φαγεῖν (beides überliefert) findet. Allerdings schließt sich in diesen beiden Fällen das Simplex dem vorausgehenden Kompositum an, so daß beim zweiten Verbum die Präposition noch nachklingen kann. Jedoch könnte in unserem Fall die Umstellung mit metrischem Zwang entschuldigt werden, wenn nicht das verhaltene Pathos, das unserem Epigramm seine Spannkraft gibt, jeglicher Emphase im Einzelwort, wie sie die einmalige Verwendung des Kompositums ausdrücken würde, unbedingt entraten müßte. Weiter bliebe statt des überlieferten Anapäst nun der Kretikus ἔμπιον, der dann noch unter Ansetzung der prosodischen Eigenart der Mouillierung von ι in den Spondeus ἔμπιον umzuformen wäre. So spricht allein schon die Notwendigkeit einer zweifachen Änderung gegen die Berechtigung des Eingriffs.

Ein zweiter Konjekturentypus, der, den vorigen Erwägungen Rechnung tragend, die Form ἔπιον unverändert läßt und folgenden Ausweg sucht: τόσσ' ἔχω ὅσσ' ἔφαγον τ' ἔπιον

δὴ) (etwa) καὶ μετ' ἐρώτων überzeugt nicht recht, einmal wegen der offenkundigen Verwendung der Partikel als Flickwort, sondern auch wegen der rhythmisch unvorteilhaften Stellung von ἔπιον.

2. So scheint der Weg der Konjektur nicht zu der erforderlichen Evidenz zu führen, und es muß der Versuch unternommen werden, die metrisch unbequeme Form ἔπιον positiv zu erklären. Das ist offensichtlich auch die Ansicht von Diels Poet. philos. fr. Bln. 1901 p. 219, der ἔπιον ohne jede Bemerkung in seinen Text übernimmt. (a) Freilich kann der Ausweg einer metrischen Lizenz bzw. eines Fehlers kaum ernsthaft in Erwägung gezogen werden. Denn als Parallelen für die Auflösung der Hebung des Hexameters, die immer unter strengstem Verdikt steht, können nur inschriftliche Verse von der Qualität der bei Kaibel, Epigrammata Graeca (Bln. 1878 p. 703) angeführten „versus inconditi“ genannt werden (vgl. auch P. Friedländer, Epigrammata, Berkeley u. Los Angeles 1948 Nrr. 155—166). In wirklicher Poesie, als welche unsere geschliffene Sentenz zweifellos zu gelten hat, sucht man eine derartige „Freizügigkeit“ vergebens. (b) Demnach bietet sich, wie es scheint, eine Lösung der Schwierigkeit nur durch eine Erklärung der Form unter Annahme einer prosodischen Lizenz an. Da man aber trotz der homerischen Längung $\bar{\pi}\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu$ (II 825, π 143, c 3) kaum mit einer analogen finiten Form ἔπιον (wobei das vorhergehende $\tau\epsilon$ athetiert werden müßte), rechnen kann, zumal die einzige fragliche Parallele eines Anakreonteons (5 Bergk ἔπιον überl. ἔπιον Brunk) allgemein als Verschreibung für das Imperfekt angesehen wird (vgl. dag. Kühner 1, 2. S. 519 f. und Bergk 1. Aufl.; man erwartet zweifellos eher den Aorist als das Imperfekt, vgl. aber Schwyzer: Gr. Gr. II. 1950 S. 277 über den Tempuswechsel), ist hier nur noch an eine Mouillierung des Jota mit Positionslängung der vorhergehenden Silbe zu denken, sodaß sich der unerträgliche Anapäst zum glatten Spondeus wandelt. Die Mouillierung des Jota, die, im Lat. garnicht auffällig, zweifellos auch in der griechischen Aussprache ihren Platz hat, läßt sich in der Schrift nicht so einfach nachweisen. Jedoch ist die Erscheinung für den äolischen Dialekt eindeutig faßbar. (s. Bechtel, Gr. Dial. I Bln. (1921) § 9 u. § 31). Ähnliches bezeugen die hellenistischen Papyri und die neugriechische Aussprache (s. Schwyzer, Gr. Gramm. I (1939) S. 312 u. 244 f.).

Weitere rund zwanzig Fälle bes. der daktylischen Poesie, in der man diese Erscheinung gelegentlich völlig grundlos bestritten hat, hat L. Radermacher in eingehenden Untersuchungen zusammengestellt (S. B. Wien 170 (1912) 9, W. St. 43 (1924) 91 f. Philol. 84 (1929) 257 f.).

Jedoch scheint ihm das Auftreten von Mouillierung an folgende Voraussetzungen gebunden zu sein:

1. ι ist von langen Vokalen umgeben.
2. Dental, Σ , Nasal oder Liquiden gehen voraus.
3. Die Mouillierung kommt nicht im Wortinnern, sondern entweder im Anfang des Wortes oder vor den Endsilben vor.
4. In der alten ep. und epigr. Poesie handelt es sich um Eigennamen.

Wenn für die vorliegende Form $\xi\pi\iota\omicron\nu$ unseres von Radermacher übrigens nicht herangezogenen Epigramms nur die dritte Bedingung zutrifft, so darf man darin nicht eine negative Erledigung der Frage erblicken, da Radermacher selbst betont, daß seine aus so wenigen Beispielen gewonnenen Abstraktionen durch jeden neuen Fund modifiziert werden könnten (S. B. Wien S. 3). Bei tatsächlich vorliegender Mouillierung ergibt sich als nächste Frage die nach der Quantität der vorhergehenden Silbe: kann der Halbvokal Position erwirken? Wird nun freilich meistens die Quantität der vorhergehenden Silbe nicht betroffen, so sind jedoch neben den eindeutigen Längungen im äol. Dialekt noch einige von Radermacher angeführte Fälle allerdings von Eigennamen genauer zu betrachten: 1. Preger 186, 2 $\tilde{M}\eta\delta\epsilon\iota\alpha\nu \tilde{\iota}\acute{\alpha}\zeta\omega\nu$; freilich ist die Längung der Trithemimeres unter dem $\tilde{\iota}$ ktus legal. 2. Hoffmann Syll. 407, 3 $\tilde{\Gamma}\nu\alpha\delta(\tilde{\iota})\tilde{\iota}\omicron\nu$ ($\tilde{\gamma}\nu\alpha\delta\tilde{\iota}\omicron\tilde{\nu}$ ist jedenfalls kurz; vgl. dag. Raderm. Philol. 84 (1929) 257 u. Friedländer Epigr. 161 $\tilde{\Gamma}\nu\alpha\delta\tilde{\iota}\omega\nu\omicron\tilde{\nu}$. . .). 3. Kaibel 605, 1 $\tilde{\Pi}\alpha\tilde{\varphi}\iota\alpha\nu\omicron\tilde{\nu}\tilde{\iota}\tilde{\omicron}\tilde{\nu}\tilde{\iota}\tilde{\omicron}\tilde{\nu}$.

Ist also die Möglichkeit der Position durch das Belegmaterial aufgewiesen, so muß diese erst recht vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt gefordert werden. Denn es ist kein Grund einzusehen, weshalb bei einer konsonantischen Aussprache des Jota dieser nicht die entsprechenden prosodischen Konsequenzen gefolgt wären. So ist für E. Hermann, Silbenbildung im Griechischen, Göttingen (1923) S. 89 selbstverständlich, daß alle inlautenden Konsonantenverbindungen Position machen, wenn auch u und i die Tendenz zur Voka-

lisierung zeigen. Der gleichen Ansicht, daß *i* Position macht, ist auch Wilamowitz, *Verskunst* S. 501, indem er für dreisilbiges *ἐνιαυτός* ohne Längung der ersten Silbe erst als entlegeneren Ausweg die vollständige Verschluckung von *t* sucht.

Somit ist unter Beibehaltung der Überlieferung die Behebung der Schwierigkeit auf dem Wege der prosodischen Lizenz immerhin als möglich aufgewiesen und m. E. ist diese Lösung als die wahrscheinlichere zu akzeptieren, (so wohl auch Diels, *poet. philos. fr.* p. 219 fr. 8. *ἔπιον* liest), bis sich vielleicht, etwa auf dem Wege der Konjektur, eine bessere bietet. Daß diese Verwendung einer sprachlichen Möglichkeit sonst nicht gerade ästiniert wird, ist eine durchaus andere Frage, die nicht mehr die Richtigkeit der zu sichernden Lesart betrifft, sondern verstechnisch und stilkritisch aufzugreifen wäre. Einen Beleg für diese Kritik können wir in der in der Antike verbreiteten negativen Beurteilung der dichterischen Qualität des Choirilos, dem unser Epigramm als eine Übersetzung aus einer chaldäischen Inschrift (s. RE s. v. Sardanapal Sp. 2443, 55 ff.) gelegentlich zugeschrieben wird, erblicken (s. RE s. v. Choirilos Sp. 2361 ff. bes. 2363, 19 ff. Dagegen denkt Stadtmüller auch für die erweiterte Fassung eher an Choirilos von Samos als an Choirilos von Jasos. Zweifellos sind unsere beiden Hauptverse älter als Choirilos von Jasos, vgl. Jaeger *Aristot.* S. 266), und einen objektiveren Beweis dieser Ablehnung dürften wir in der metrisch einwandfreien Variante unmittelbar unter Augen haben. Aber die Beschäftigung mit dem Epigramm erhält nicht den ersten Impuls aus seiner formalen Unzulänglichkeit, sondern an seinem aufreizenden Inhalt, an der „Weisheit“ des Genießens entzündet sich die Polemik des kynischen Weisen, der seinen Bestand nur durch das ethische Ideal einer geistigen Perfektion gesichert weiß. In seinem eifernden Temperament nimmt er daher auch bedenkenlos das literarisch-ästhetische Odium auf sich, die erheiternde Frivolität dieses dekadenten Bonmots in handfeste Ethik umzuformen (vgl. dag. die 'leicht moquante Art', in der sich Aristoteles mit diesem Spruch auseinandersetzt; s. Jaeger, *Aristoteles* S. 226), so zwar, daß er der präzisen Mitteilung des Sardanapal eine affektisch-unscharfe Häufung von Ausdrücken entgegenstellt: Man wird nämlich in *ἔμαθον, ἐπρόντια, μετὰ Μουσῶν αἴμν' ἐδάην* mehr eine formalistisch entgegennende Dreiheit für

den bei Sardanapal genannten Einzelhandlungen, die freilich auch in dem Charakteristikum des untätigen Genießens geint sind.

Ein weiterer Unterschied des Tenors beider Distichen zeigt sich, naturgemäß möchte man fast sagen, in der so stark differierenden Motivierung des jeweiligen Verhaltens: Mit dem müden, resignierenden Lächeln, das durch die Gebärde des Schnippchenschlagens (s. RE s. v. Sardanapal Sp. 2443, 10 ff.) noch unterstrichen werden soll, kontrastiert schärfstens der polemisierende Ton des kynischen Weisen, wie er sich in dem starken Bild $\tau\upsilon\phi\omicron\varsigma$ ἔμαρψεν (= das hat die Aufgeblasenheit, Dummheit, metonym für die aufgeblasenen, dummen Menschen, hinweggerafft) manifestiert. So pointiert ist m. E. das Bild zu verstehen gegen Waltz, der es mit dem für ein Grabepigramm passenden $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha$ λέλειπται parallelisierend als *le reste, ma (!) prospérité, la fume s'en est emparée* auffaßt. Denn wie einerseits die ursprüngliche Bedeutung von $\tau\upsilon\phi\omicron\varsigma$ überhaupt selten vorkommt, so ist andererseits die eben angegebene Bedeutung speziell für Krates noch einmal zu belegen. Krates fr. 7 Bergk konfrontiert die $\pi\acute{\eta}\rho\eta$ (= den auf sich selbst gestellten und selbstgenügsamen Weisen) mit dem $\tau\upsilon\phi\omicron\varsigma$ (= der weltweiten Dummheit der Masse) an dem Gleichnis der einsam, aber sicher im weltweiten, ruhelosen Meere (Merkwort $\sigma\acute{\iota}\nu\omicron\psi$) ruhenden Stadt, indem er allerdings den an sich durchsichtigen Vergleich pointiert abkürzt: $\sigma\acute{\iota}\nu\omicron\psi$ — $\tau\upsilon\phi\omega$. (Es liegt also die abgestufte Gegenüberstellung: der einzelne kynische Weise (1) = $\pi\acute{\eta}\rho\eta$ (2) = $\pi\acute{o}\lambda\iota\varsigma$ (3) : $\sigma\acute{\iota}\nu\omicron\psi$ (sc. $\pi\acute{o}\nu\tau\omicron\varsigma$) (3) = $\tau\upsilon\phi\omicron\varsigma$ (2) = die Dummheit der Masse (1) vor. Daß $\tau\upsilon\phi\omicron\varsigma$ hier so zu verstehen ist, geht auch noch aus dem Kontext, bes. aus v. 3f. eindeutig hervor. Der kynische Weise besitzt ja auch garnicht die Reichtümer der Welt, deren Nichtigkeit ihm erst der Tod erweisen müßte, wie es bei Sardanapal der Fall ist. Was er überhaupt besitzt, hat er zu Beginn zusammengefaßt: $\tau\alpha\upsilon\tau' \acute{\epsilon}\chi\omega$, wohingegen Sardanapal zunächst nur das von seinen Gütern nennt, soweit es Dauer hat: $\tau\acute{o}\varsigma\epsilon' \acute{\epsilon}\chi\omega$, in Abgrenzung von seinen nichtigen Gütern: $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}$ $\kappa\alpha\iota$ $\delta\lambda\beta\iota\alpha$. So mußte und konnte Krates den Nachsatz in seiner Parodie ganz anders motivieren, wie er es dann in echt kynischer Polemik gegen die Dummheit der Nichtweisen tat, und somit speziell gegen Sardanapals „Ideal“ replizierte.

Prinzipiell im Nachteil ist die Nachahmung gegenüber dem Original darin, daß sie nicht etwa eine erheiternde Parodie,

gekehrte“ Parodie mit ihren meist moralisierenden Tendenzen, wie sie sonst noch für Chrysipp und Kleantes mehrfach bezeugt ist (s. Stemplinger, Plagiat S. 204 ff.), dürfte in dem hypertrophierten ethischen Bewußtsein der hellenistischen Philosophie und des anschließenden Christentums überhaupt keine Seltenheit sein. So verfolgt Weinreich (Hermes LXII (1927) 114 ff.) diese Erscheinung, die immer der Gefahr des Unkünstlerischen, Gemachten ausgesetzt ist, z. B. an dem Schicksal eines Tibullverses, dem gewaltsam eine christliche, moralische Umdeutung aufgepreßt wurde.

Nach der Charakterisierung der Umdichtung des Krates läßt sich das Aufkommen der eingangs erwähnten Variante ἐφύβρισα leicht verstehen. Sie ist die Folgeerscheinung einer Kontaminierung der beiden Sinnsprüche, da sie bei ihrem Verfehlen der Ethopoie des Genießers aus der verwerfenden Gebärde des Ethikers entspringend sich nur als polarer Gegensatz zu ἐφρόντισα, als seine Negierung im terminologischen Sinne erweist (ὄβρις — φρόνησις). Die einwandfreie Prosodie gegenüber ἔπιον ließ diese Form trotz der Unschärfe und Verworrenheit der Vorstellung sich mehr und mehr durchsetzen. Ob der Übersetzung Ciceros Tusc. V 101 in dem etwas merkwürdigen exsaturata (libido hausit) ἐφύβρισα zugrunde liegt, ist nicht auszumachen. (Exsat. l. h. in ganz wörtlicher Auffassung für das Trinken zu verstehen, (die durch edere bereits übersatte libido stürzt sich auf das Trinken „hausit“), empfiehlt sich gewiß auch nicht, da die umschreibende Redeweise sich zweifellos auf die erotisch-sexuelle Sphäre beziehen muß). Jedenfalls ist aus Cicero nicht die Lesart für Aristoteles zu erschließen: denn einmal führt Cicero für den Wortlaut der Verse Aristoteles nicht an und zum anderen kann der Fehler schnell in jeden Text eingedrungen sein. So dürfte mit der eben gegebenen Erklärung über die Entstehung der Variante die gegenteilige Auffassung von Waltz (in seiner Ausgabe der Anth. Pal.), daß die Form ἐφύβρισα bereits dem Krates vorgelegen habe, hinlänglich widerlegt sein.

Bonn

H. Heusch